

Citation style

Weigl, Andreas: Rezension über: Annemarie Steidl, *On Many Routes. Internal, European, and Transatlantic Migration in the Late Habsburg Empire*, West Lafayette, Indiana: Purdue University Press, 2021, in: *Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung*, 131 (2023), 1, S. 190-192, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/2d5409d2ffdd4bcfbb107b868165e3d4>

MITTEILUNGEN
DES INSTITUTS FÜR
ÖSTERREICHISCHE
GESCHICHTSFORSCHUNG

copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

in Hand mit einer zunehmenden Verengung der österreichisch-ungarischen Außenpolitik auf den südosteuropäischen Raum: „Anders als die Balkanfrage hat das Heilige Land keinen Lebensnerv der österreichisch-ungarischen Monarchie getroffen, es hat aber für weite Teile seiner Bevölkerung ein faszinierendes religiös-spirituelleres Zentrum mit großer Strahlkraft dargestellt“ (S. 754).

So verblieben bis zum Kriegsausbruch 1914 einige Institutionen, vor allem das – als einziges auch noch ein Jahrhundert später existente – Pilger-Hospiz in Jerusalem und das lange Zeit von den Barmherzigen Brüdern betriebene Malteserspital in Tantur am Weg von Jerusalem nach Bethlehem, die beide direkt unter dem österreichisch-ungarischen Protektorat standen; daneben noch ein Spital der Barmherzigen Brüder in Nazareth und eine Missionsstation in Gaza. Hochfliegende Ziele angesichts des militärischen Bündnisses mit dem Osmanischen Reich für eine künftige Friedensordnung erreichten 1917 mit der sogenannten „Orientmission“ Erzherzog Hubert Salvators und des bei Hof geschätzten, aber in seinen politischen Absichten umstrittenen, Orientforschers Alois Musil wenige Wochen vor dem Fall Jerusalems einen fast surrealen Höhe- und Schlusspunkt. Mit dem Beginn der britischen Mandatszeit waren sie Makulatur, ging doch die weitere Entwicklung in eine gänzlich andere Richtung.

Wien

Helmut Wohnout

Annemarie STEIDL, *On Many Routes. Internal, European, and Transatlantic Migration in the Late Habsburg Empire*. (Central European Studies.) Purdue University Press, West Lafayette (Indiana) 2021. 345 S., 31 Tabellen, 18 Grafiken. ISBN: 978-1-55753-981-6.

Die Migrationsgeschichte der Habsburgermonarchie hat seit geraumer Zeit großes Interesse in der historischen Forschung gefunden. Die inhaltlichen Schwerpunkte lagen dabei aber, wenn nicht spezifische Migrantengruppen im Fokus der jeweiligen Studien standen, in der Regel entweder auf der Binnen- oder auf der Überseemigration. Vergleichsweise gering war das Interesse an den Migrationsbeziehungen der Monarchie mit anderen europäischen Ländern und Reichen, sieht man vielleicht vom Deutschen Reich ab. Die an der Universität Wien lehrende Historikerin Annemarie Steidl hat es in ihrer nunmehr in überarbeiteter Form vorliegenden Habilitationsschrift übernommen, die Fäden der Migrationsbeziehungen unterschiedlicher geographischer Reichweite miteinander in Verbindung zu setzen. Methodisch stützt sie sich dabei primär auf einen quantitativ-statistischen Ansatz auf Basis von aggregierten Daten aus den Volkszählungen in der österreichischen und ungarischen Reichshälfte aus den letzten Jahrzehnten Österreich-Ungarns – mit Schwerpunkt 1910 – und auf Auswertungen von Samples von Passagierlisten der US-Einwanderungsbehörden aus den National Archives in Washington. Berücksichtigung finden auch Statistiken der Nachbarländer einschließlich der beiden Reichshälften. Der elaborierte quantitative Ansatz wird mit einer Vielzahl von Ergebnissen regionaler Studien und von Studien zu einzelnen Migrationsformen und -gruppen in Verbindung gebracht. Es entsteht so ein anschauliches Bild vom Migrationsgeschehen in den letzten Jahrzehnten Österreich-Ungarns, das in dieser inhaltlichen Dichte bisher nicht vorlag. Gleichzeitig garantiert der quantitative Ansatz, dass die getroffenen Aussagen hinsichtlich ihrer Verallgemeinerung große Aussagekraft besitzen, was bekanntlich von manchen Mikrostudien nicht unbedingt gesagt werden kann.

Nach einer Einführung sind die Hauptkapitel der Studie der internen Migration, der kontinentalen und der transatlantischen Migration gewidmet. Diese traditionelle Gliederung wird jedoch im vierten Kapitel aufgelöst. In diesem methodisch vor allem auf Regressionsanalysen basierenden zentralen Abschnitt geht es um die identifizierten unterschiedlichen Mobilitätsmuster der Migrationen kürzerer, mittlerer und größerer Distanz.

Steidl gelingt es, zahlreiche bisher implizit oder explizit getroffene Grundannahmen von Migrationsstudien kritisch zu hinterfragen. So räumt sie mit mechanistischen Vorstellungen von immer noch präsenten push- und pull-Modellen auf. Sie kann aber auch zeigen, dass Binnenmigration keineswegs nur ein „Zug in die Stadt“ war. Und wenn auch die urbanen Agglomerationen im höheren Maß Zuwanderer anlockten als viele ländliche Zonen, so nicht unbedingt die augenscheinlich größten. So befand sich Wien nicht unter den Städten Österreich-Ungarns, die 1910 die höchsten Zu- und Abwanderungsraten hatten. Vielmehr waren es kleinere Städte wie Olmütz/Olomouc, Cilli/Celje oder Klagenfurt, die diesbezüglich nach der Jahrhundertwende relativ zu ihrer Größe (nicht in absoluten Zahlen) die größte Dynamik zeigten. Was die Überseemigration anlangt, belegt sie ein Vielfaches an Zu- und Rückwanderungen selbst bei Wanderungen über große, atlantische Distanzen.

Zu den wesentlichen Aussagen der Studie zählt im Besonderen, dass eine allzu große Differenzierung zwischen Wanderungsformen nach geographischen Kriterien kaum der historischen Realität entsprach. Vielmehr waren Migrantinnen und Migranten des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts unabhängig von der gewählten Wanderungsdistanz auf der Suche nach Arbeit, Lebenschancen, bestimmt auch von Zwängen, die sich aus den Lebensumständen am Herkunfts- und Zielort der Wanderungen ergaben. Distanzen spielten dabei nicht die wesentliche Rolle. So bewegten sich galizische Saisonarbeiterinnen und -arbeiter in das nahegelegene „ausländische“ Kattowitz, während „Binnen-“ und „Reichs-Italiener“ als Bauarbeiter an der Wiener Ringstraße oder in der Vorarlberger Textilindustrie tätig waren. Besonders verblüfft auch der von Steidl belegte temporäre Charakter vieler transatlantischer Wanderungen, beispielsweise unter slowakisch sprechenden Migrantinnen und Migranten, die in größerer Zahl nicht nur in die USA auswanderten, sondern auch häufig in ihre Heimat zurückkehrten. Transatlantische Wanderungen konnten also durchaus auch auf einen kürzeren Aufenthalt im Zielland angelegt sein.

Das Muster transatlantischer Wanderungen folgte überhaupt keinem simplen Schema. In den zentralen Kernregionen Cisleithaniens beeinflusste hohe Binnenmobilität das Ausmaß der Überseewanderung statistisch signifikant negativ, was heuristisch einleuchtend erscheint. Bekanntlich migrierten aus dem heutigen Österreich mit Ausnahme des südlichen Burgenlandes nur vergleichsweise wenige Menschen nach Nordamerika. Ähnliches galt besonders auch für Migranten aus den böhmischen Ländern, die eine hohe Binnenmobilität zeigten. Ganz anders verhielt es sich freilich in der ungarischen Reichshälfte. Hier kamen die Amerikawanderer aus generell „mobilen“ Regionen, auch was die Binnenmobilität anlangt.

Selbst innerhalb bestimmter Länder der Monarchie gab es bedeutende Mobilitätsunterschiede. Manche waren Teil eines Staatsgrenzen übergreifenden Wanderungssystems wie etwa Vorarlberg, andere standen trotz angeblich besonders migrationsfördernder wirtschaftlicher „backwardness“ im „Migrationsabseits“. Bestehende oder nicht vorhandene Informationskanäle, Netzwerke spielten dabei eine entscheidende Rolle.

Der von Steidl im abschließenden Resümee behandelte Bruch, der mit Kriegsausbruch 1914 zu beobachten war, verweist freilich auch auf die Macht moderner Verwaltungsstaaten, die Migrationswege drastisch zu begrenzen in der Lage waren und in der Folge dann in der Zwischenkriegszeit restriktive Migrationsregimes installierten, die dem bunten Migrationsgeschehen des Vorkriegszeitalters ein jähes Ende bereitete.

Das Buch besticht durch Konzentration auf das Wesentliche. Besonders hervorgehoben seien auch die gelungenen (karto-)graphischen Darstellungen über regionale und zeitliche Verteilungsmuster der Migrationsbewegungen. Als Conclusio kann festgehalten werden, dass einfache, funktionalistische Migrationsmodelle nicht nur in der Historischen Migrationsforschung ad acta gelegt werden sollten. Es ist das Verdienst Annemarie Steidls, diese Kernaussage am Beispiel der nicht gerade unbedeutenden Migrationen innerhalb der Habsburgermonarchie

und über deren Grenzen hinaus immer im Blick auch auf internationale Forschungsergebnisse der Historischen Migrationsforschung belegt zu haben.

Wien

Andreas Weigl

Briefkultur(en) in der deutschen Geschichtswissenschaft zwischen dem 19. und 21. Jahrhundert, hg. von Matthias BERG–Helmut NEUHAUS. (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 106.) Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2021. 398 S. ISBN 978-3-525-37095-7.

Die 18 Beiträge des Bandes thematisieren die Rolle von Korrespondenzen in spezifischen wissenschaftspolitischen Konstellationen und im Leben prominenter Historiker. Sie gewähren Einblick in etliche Forschungs- und Editionsprojekte und sind – für sich betrachtet – informativ und weiterführend. Doch – dies sei vorweggenommen – es bleibt unklar, was hier mit „Briefkultur(en)“ eigentlich gemeint ist und was ein kulturgeschichtlicher Interpretationsrahmen leisten könnte.

Einleitend erinnert Gangolf Hübinger daran, dass die Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert zeitweise „zu einer leitenden Orientierungswissenschaft“ (S. 28) wurde; Gelehrtenbriefe spiegeln, „wie ein gelehrter Denkstil gelebt und kommuniziert wurde“ (S. 36), welche Formen der Geselligkeit man pflegte und wie persönliches Prestige eingefordert und gewahrt wurde. Briefe geben daher Einblick in die Wissenschaftspraxis – was indes nicht allein für die Geschichtswissenschaft zutrifft. Dies hebt Michael Maurer in seinem Beitrag über Selbstzeugnisse in Form von Tagebüchern, Autobiographien und Briefen hervor; spezifische Selbstzeugnisse von Historikern gebe es nicht, denn das „Ideal des Gebildeten“ sei „allgemein leitend“ (S. 56). Folglich finden sich im Sammelband auch Beiträge über Germanisten und Sozialwissenschaftler.

Auf das Verbindende bürgerlicher Korrespondenzen wird in mehreren Beiträgen hingewiesen: die Distanz in der Kommunikation, die gesichtswahrende Formen der Bitte und der Ablehnung ermöglicht und die es auch gestattet, durch entsprechende Formulierungen je nach Adressat Gefälligkeiten (Vermittlung von Rezensionen oder Vorträgen) oder Geschenke (Bücher, Sonderdrucke) als Freundschaftsdienst, Gunsterweis oder Ausdruck der Ehrerbietung zu kennzeichnen. Freilich ist die „Bedeutung der Höflichkeit“ im gesellschaftlichen Miteinander keine Besonderheit der akademischen Welt (und man muss dafür nicht unbedingt Soziologen und Anthropologen bemühen), sondern Element bürgerlicher Umgangsformen, die bereits eingeübt werden, wenn man ein mürrisches Schulkind mit starken Worten zum Abfassen eines Tante-bedank-mich-Briefes in Schönschrift anhält. Aufschlussreich ist demgegenüber die gezielt eingesetzte Unhöflichkeit, wie Benjamin Haselhorn am Beispiel von Johannes Haller zeigt, dessen „bewusst gesetzte emotionale Inszenierungen“ (S. 165) dazu dienten, seine selbst gewählte Außenseiterrolle darzustellen.

Mit Stefan Rebenichs Darstellung der Wissenschaftspolitik in den Briefen von Friedrich Althoff, Theodor Mommsen und Adolf Harnack beginnt die Reihe der Beiträge zu situativ und zeitlich spezifischen Korrespondenzen; Matthias Berg befasst sich mit der gewichtigen Rolle von Rundbriefen bei der Organisation der Historikertage um 1900, und Jonas Klein untersucht die Herausgebertätigkeit von Hans Delbrück. Hier geht es kaum um Briefkulturen, sondern um Kommunikation in Entscheidungssituationen, bei denen der Brief nur ein Element unter anderen ist. Zum Brief treten Denkschriften und Gutachten, und neben die Schriftformen treten das persönliche Gespräch und das Telefonat. Rebenich erwähnt, dass vor allem „komplexe Gegenstände“ „mündlich vorberaten“ wurden (S. 59, vgl. auch S. 71); auch Klein betont die Bedeutung des direkten, persönlichen Austauschs im Gespräch (S. 163). Das Telefonat wird in diesem Band indes nur am Rande gestreift, obwohl sein Einfluss auf den Brief-